

warmen Augen sah sie, was sie für ihn war. Er liebte sie nicht nur, er platzte auch vor Stolz, dass sie es zur Chefermittlerin der Kantonspolizei Graubünden gebracht hatte. Er mochte ihren Kampfgeist, das hatte er schon viele Male gesagt, und dass sie auch in der größten Verzweiflung nie aufgab. Als er sie mal in der Schweiz waffentragend gesehen hatte, lächelte er und sagte scherzhaft: »Meine schöne Ballerina!«

Adriana und Massimo gesellten sich ebenfalls an den Tisch. Stella musste, kaum saßen sie, mehrmals so herzhaft niesen, dass ihr ganzer Körper dabei zuckte, worauf alle lachten.

»Giulia, bleib doch noch ein paar Tage hier. Es ist so schön, bist du da, und Stella mag dich sehr. Du kümmerst dich so liebevoll um die Kleine«, sagte Adriana und Giulia dachte, dass weder Papa noch Massimo gefragt hatten, weil sie die Antwort bereits kannten. Sie war bereits zehn Tage hier gewesen und wollte die letzte Woche ihres Urlaubs in die Berge fahren, ohne die sie genauso wenig leben konnte wie ohne das Meer. Doch das war nicht der einzige Grund – es war diese Unruhe, die sie weitertrieb.

Nach dem Abendessen fuhr sie mit Papa Lorenzo nach Genua. Die Sonne schimmerte golden über dem Mittelmeer. Es war noch immer brütend heiß, und die Stadt war gefüllt von Lärm und Gerüchen aller Art. Erst in den engen Gassen der Altstadt wurde es etwas leiser, das Leben beschaulicher, die Düfte der kleinen Ristoranti mischten sich mit denen der restlichen Stadt.

Sie gingen schweigend nebeneinander zur Piazza di Carignano. Dort stand die Basilika di Santa Maria Assunta. Mamma hatte sich nur ein schlichtes, weißes Kreuz gewünscht und eine weiße Madonna, die ihre Hände zum Gebet gefaltet und den Blick zum Himmel gerichtet hatte. Während Giulia vor dem Grab stand und im Stillen ein Gebet und danach mit ihrer Mamma sprach, spielte ihre rechte Hand mit dem Ring an ihrer Linken. Sie vermisste ihre Mamma, der sie wie aus dem Gesicht geschnitten war. Papa wies sie mit Erstaunen auf ihre Ähnlichkeit hin, als hätte er es eben zum ersten Mal bemerkt. Und es stimmte. Giulia hatte die alten Fotoalben durchgeblättert. Sie und ihre Mamma waren im jeweiligen Alter, abgesehen vom Kleidungsstil, kaum zu unterscheiden. Von ihrer Mamma hatte Giulia auch die leicht heisere, kraftvolle Stimme Süditaliens geerbt. Früher hatten sie bei jedem Familienfest zusammen gesungen, und das, seit Giulia ein kleines Mädchen war. Und wenn Mamma mal sang und ihrem Temperament entsprechend dazu tanzte, dann konnte das dauern.

Giulia konnte sich besonders gut an ein Familienfest auf Sizilien erinnern, dort, wo ihre Mamma aufgewachsen war. Ihre Nonna, sie lebte noch immer dort, am südlichsten Zipfel, feierte damals ihren siebzigsten Geburtstag. Giulia war neun Jahre alt gewesen, als sie und Mamma auf der kleinen Holzbühne mitten im Olivenhain »Azzurro« und

»L'Italiano« sangen. Es war heiß gewesen, strahlende Gesichter überall, und Nonna Emilia sang und klatschte dabei vor lauter Lebensfreude, während sie Schaffleisch grillten und Rotwein tranken.

Nachdem Giulia Papa zurück ins Oceano Blu gefahren hatte, umarmte sie ihn lange und verließ Genua mit der untergehenden Sonne Richtung Mailand. Sie trug eine legere, kurze Jeanslatzhose über einem hellen Shirt und Sandaletten. Dank des Haarreifs fielen ihr die langen Haare nicht ins Gesicht.

Einige Kilometer außerhalb der Stadt, auf einer Anhöhe des ansteigenden Apennins, hielt sie an und saß fast eine Stunde lang unter einer Akazie auf einer von der Sonne gewärmten Natursteinmauer mit Blick aufs Mittelmeer. Von dort aus schaute sie zu, wie sich das Licht in ein helles Violett verwandelte und schließlich nur noch als gelboranger Streifen am Horizont schwebte. Ihr Herz schmerzte, auch wegen ihrer Mamma.

Wieso, fragte sie sich, tat Fortgehen immer so weh, wenn es sie doch immer wie ein Sog von dort wegzog, wo sie gerade war. Sie wischte sich eine Träne von der Wange und nervte sich gleichzeitig über diesen Weichspülgang, wie sie solche Momente nannte.

Erst als die Lichter der Hafenstadt und der großen Schiffe im Hafen in der Dämmerung zu schimmern begannen und ein letztes Violett, gemischt mit einem Hauch Orange, dort am Horizont schwebte, wo man glauben könnte, die Erde wäre zu Ende, stieg sie in ihren Wagen und fuhr zurück in die Schweiz.

Das war vorgestern gewesen. Nun saß sie allein in ihrer Hütte und versuchte zu lesen. Als sie einen Schluck Kaffee aus der roten, weiß gepunkteten Tasse nahm, schlug etwas dumpf von außen gegen die Holzwand. Da es schon den ganzen Nachmittag über windstill war, vermutete Giulia erst ein Wildtier, das auf der Suche nach Futter umherstreifte. Dennoch blieb sie wachsam, denn vorgestern hatte ihr ihre Ermittlerkollegin und beste Freundin Nadia Caminada eine SMS geschickt und sie darüber informiert, dass eine rumänische Einbrecherbande am Heinzenberg im Domleschg und auch hier in der Gegend ihr Unwesen trieb. Und mit denen war bestimmt nicht zu spaßen.

Ein dreimaliges, rhythmisches Schlagen, das ein Tier kaum zustande brächte, ließ sie nur eine Minute später ihr Buch zur Seite legen und aufstehen, wohl im Wissen, dass jemand sie mit diesem Geräusch nach draußen locken könnte. Sie zog das weiße Shirt aus, streifte sich ein dunkles über und band ihr Haar flüchtig zu einem Pferdeschwanz zurück, bevor sie die sicher verstaute Schusswaffe hervorholte und entsicherte. Die Taschenlampe hielt sie ausgeknipst in der linken Hand bereit.

Da war es schon wieder, dieses Tok, Tok, Tok. Sie löschte das Licht, bevor sie vorsichtig den rechten Fensterflügel öffnete und danach den hölzernen Laden eine Handbreit nach außen schob, was beides nicht geräuschlos vonstattenging.

Sie beäugte durch den schmalen Ausschnitt den Eingangsbereich, der im Schatten des Vollmonds lag. Sie hörte nur das leise Plätschern des Brunnens. Es rührte sich minutenlang nichts, ehe es wieder dreimal an die Hüttenwand klopfte, diesmal, so schien es ihr, kam es von der fensterlosen Rückseite. Sie musste rausfinden, wer oder was das war, denn ohne Klärung würde sie später keine Ruhe finden, erst recht nicht ohne Arkon, der sie immer mit seinem Leben beschützt hatte und auch hier oben stets ihre Alarmanlage gewesen war. Sie musste unbedingt nochmals mit Erkki reden, Arkon war schließlich auch ihr Hund.

Barfuß schlich sie sich zur über dreihundert Jahre alten, massiven Eingangstür, die einst zu dem Walserhaus gehört hatte, das weiter unten im Hochtal gestanden hatte, ehe es im Lawinenwinter 1951 zerstört wurde. In der von der Sonne dunkelbraun gegerbten Holztür hatte sie ein Sicherheitsschloss eingebaut, das nur leise klickte, als sie es aufschloss.

Giulia zog mit erhobener Waffe langsam die Tür nach innen auf und verharrte in der Dunkelheit. Wieder klopfte es an die Rückseite der Hütte. Womöglich wollte man sie glauben lassen, dass nur ein Eindringling ums Haus schlich und die Vorderseite in diesem Moment sicher war. Wer auch immer hier ums Haus schlich, erwartete eine Reaktion von ihr, die Giulia auf ihre Weise nun geben würde.

Sie kannte jeden Stein, jede Unebenheit rund um ihr Maiensäß, und würde diesen Vorteil jetzt nutzen. Nach einem tiefen Atemzug rannte sie so leise und doch so schnell wie möglich aus der Tür und legte sich erst nach zwanzig Metern in die dort abschüssige Weide. Sie starrte zur Hütte zurück, deren Steindach mit dem kleinen Solarpanel im Mondlicht schimmerte. Ihre ausgezeichneten Augen konnten nirgends eine Bewegung ausmachen. Wer auch immer sich versteckt hielt, tat dies auf der Rückseite der Hütte.

Die gezogene Waffe in der rechten und die Taschenlampe in der linken Hand haltend, umging sie das Maiensäß in gebührendem Abstand, um den besten Winkel nutzen zu können. Sie achtete darauf, dass sie nicht vor dem Brunnen durchschlich, da sie sonst dessen Plätschergeräusch für einen Moment verdeckt hätte, was eine aufmerksame Person in dieser Totenstille sofort hätte hören und sie damit hätte orten können. Außerdem war sie sich ziemlich sicher, dass sich die Person hinter dem mannshohen Holzstoß versteckt hielt, den sie vor Jahren auf der Rückseite des Hauses aufgeschichtet hatte.

Giulias Sinne liefen auf Hochtouren und sie fühlte, barfuß, wie sie war, jeden Zentimeter Boden, auf dem sie ging. Immer wieder warf sie einen kurzen Blick zurück, doch da lag nur die vom Vollmondlicht erhellte Weide, in der sie eine dunkle Gestalt längst hätte ausmachen können.

Wenige Meter vor dem Holzstoß blieb sie mit gezückter Waffe stehen, als langsam eine mit einem Messer bewaffnete Frau dahinter hervorkam. Giulia knipste die Taschenlampe an, um die Frau zu blenden. Diese wies, wie sie sofort erkannte, erhebliche Gesichtsverletzungen auf.

»Kantonspolizei Graubünden! Lassen Sie sofort das Messer fallen, wir sind bewaffnet«, forderte Giulia die dunkelhaarige Frau auf, die aber keine Anstalten machte, ihrem Befehl Folge zu leisten, und sich auch nicht nach weiteren Beamten umsah.

»Ich fordere Sie nochmals auf, legen Sie sofort das Messer zur Seite, damit wir unsere Schusswaffen nicht einsetzen müssen.« Giulia benutzte bewusst nochmals das Wir, damit, falls sich noch jemand versteckt hielt, derjenige nicht wusste, mit wie vielen Beamten er es hier zu tun hatte. Doch statt die Waffe niederzulegen, kam die Frau weiter auf Giulia zu, Schritt für Schritt, das Messer auf Brusthöhe nach vorne gerichtet. Das grelle Licht schien ihr dabei nichts auszumachen.

Jetzt wäre ein Taser oder wenigstens ein Pfefferspray hilfreich, dachte Giulia und warf nochmals einen schnellen Blick zurück, bevor sie die Frau wieder ansah. Diese schien verwirrt zu sein und damit unberechenbar, eine äußerst heikle Situation, denn die Klinge war blutig.

»Mein Name ist Giulia de Medici, ich bin Ermittlerin der Kantonspolizei Graubünden. Legen Sie jetzt das Messer weg. Meine Dienstwaffe ist auf Sie gerichtet.« Ihre Stimme klang fest und ruhig, während sie Schritt für Schritt zurückging, um den Abstand zur Frau zu wahren.

Giulia lief die Zeit davon. Sie musste alles unternehmen, um den Einsatz der Waffe zu verhindern, aber gleichzeitig und in erster Linie ihr eigenes Leben schützen. Außerdem wusste sie noch immer nicht, ob sich nicht noch ein Angreifer irgendwo versteckt hielt. Bewusst hielt sie sich deshalb weiter seitlich von der Hausecke entfernt, um beide Seiten der Hütte im Sichtfeld zu behalten. In ihrem Rücken lagen die vom Mondlicht überfluteten Alpweiden.

Die Frau schritt unbeirrt auf Giulia zu, sodass diese handeln musste. Instinktiv feuerte sie einen Warnschuss in die Luft, der krachend die Nacht im Hochtal zerriss. Die Frau zuckte so heftig zusammen, als wäre sie getroffen, dann senkte sie den Arm und ließ das Messer aus der Hand gleiten.

»Das haben Sie richtig gemacht«, kommentierte Giulia in lobendem Tonfall. »Und nun kommen Sie bitte langsam näher. Ich tue Ihnen nichts, und ich bin sicher, dass wir gemeinsam eine Lösung finden werden.« Giulia wollte die Frau von dem am Boden liegenden Messer weglocken. Jetzt erst senkte sie den Lichtkegel seitlich zu ihren Füßen, damit die Frau sie erkennen konnte. Mit ruhiger Stimme fragte sie: »Was ist denn passiert? Wie kann ich Ihnen helfen?«

Schweigen.

Giulia schätzte die schwarz gelockte Frau auf etwa dreißig und hielt sie aufgrund ihrer Kleidung und ihres Aussehens für jemanden, der oft in den Bergen unterwegs war, so wie sie selbst. Da sank die Frau plötzlich unvermittelt seitlich zu Boden, so wie jemand, der in einem Laientheater eine Ohnmachtsszene schlecht vorspielte.

Angespannt lief Giulia um die Liegende herum, fasste das hinter ihr auf dem Boden liegende Messer mit spitzen Fingern und warf es in den dunklen Hang, ehe sie mit erhobener Waffe zum Haus zurückging. Von außen verschloss sie die Tür, falls sich ein anderer Angreifer mittlerweile darin versteckt haben sollte.

Danach kniete sie sich sofort vor die Frau, die leise stöhnte und scheinbar etwas sagen wollte, aber kein verständliches Wort rausbrachte. Giulia zog ihr Handy aus der Jogginghose und wählte die 1414, die Rettungsflugwacht, welche dank Giulias installierter Ortungs-App sofort den exakten Standort übermittelt bekam. Den Vorfall meldete Giulia unverzüglich via Notrufzentrale auch der Kantonspolizei und forderte Verstärkung und eine Hundestaffel an. Irgendwoher musste die Frau ja gekommen sein, und dort war offensichtlich ein Verbrechen geschehen.

Bis zum Eintreffen der Rettung brachte Giulia die Frau in eine stabile Seitenlage, die verletzte Schulter nach oben gerichtet, nachdem sie bemerkt hatte, dass diese der Frau Schmerzen bereitete. Die Unbekannte trug außerdem eine große Beule am Hinterkopf, wie Giulia feststellte, als sie vorsichtig deren Kopf richtig positionieren wollte. Möglicherweise hatte die Frau in ihrer Verwirrung den Kopf an die Hüttenwand geschlagen.

Die Nacht war trotz der Höhenlage von über zweitausend Meter über Meer recht mild. Dennoch begann die Verletzte wie Espenlaub zu zittern. Obwohl Giulia nicht wissen konnte, ob vor ihr eine Täterin oder ein Opfer lag, redete sie ihr gut zu: »Der Hubschrauber ist in wenigen Minuten hier. Es wird Ihnen bald besser gehen und bis dahin kümmere ich mich um Sie. Einverstanden?«

Die eingeschaltete Lampe lag am Boden, sodass sie nicht blendete, aber ihre Gesichter gut füreinander erkennbar blieben. Noch immer hatte die junge Frau ihr gesundes Auge starr geöffnet, blinzelte nur vereinzelt und antwortete auf keine Frage.